

Austausch und Berührung

Einst waren die Bahnhöfe Kathedralen, Zeugen des Fortschritts, der Überwindung von Grenzen. Orte, an denen es die Menschen bewegte, von hier nach dort und im Inneren auch. Fernweh und Heimkehr, Abschied und Ankunft, Tränen und Umarmung, Lebensreise und Abenteuer. Der Essener Hauptbahnhof von 1902 war nur eine mittelgroße kitschige Kapelle für die bewegenden Gefühle des Reisens und alltägliche Durchgangsstation der mobil gewordenen Arbeiterschaft.

Er streckte ein spitzes Türmchen in den Himmel, wie Joseph Roth es 1931 beschreibt, das „ohne Nutzen zwar, aber wahrscheinlich auch nicht aus Übermut“ das Dach des Gebäudes zierte. Es sehe eher wie Verzweiflung aus, mutmaßt er dann, denn seien auch andernorts die „Vorkriegsbahnhöfe“ mit derlei „Türmchen ohne Sinn und Zweck“ bestückt, so widerspräche deren Eitelkeit doch nirgends so höhnisch dem Wesen der Stadt wie eben hier in Essen. Roth beschließt seinen Gedanken: „Es ist in der Tat eine 'Stadt der Arbeit', es braucht keine Türmchen“.

Zum siebzigsten Mal jährt sich nun der Todestag von Joseph Roth. Essen ist keine „Stadt der Arbeit“ mehr, wie sie ihm damals begegnet war, mit den „großen Zinskasernen“ von „unbestimmbarer Farbe aus Ziegelrot, Schwefelgelb und Aschgrau, die man grauenhaft zu schmecken glaubt“. *Strukturgewandelt* wie das ganze Ruhrgebiet versucht Essen tapfer, nicht „Stadt der Arbeitslosen“ zu sein. *Dienstleisten* will sie, einkaufen soll man in ihr, *innovativ* und *kulturell* soll es zugehen, *europäisch*.

Joseph Roth war ein Reisender auf Lebenszeit, vertraut mit der Fremdheit zu erfahrender Orte, ein Kenner der Bahnhöfe, Kneipen, Cafés und Bars, der Straßen und Hotels, der Einsamkeit, der Melancholie. Einer mit dem unerbittlichen Blick von außen, der unverstrickt in regionale Beziehungsgeflechte das Essener Türmchen eine „architektonische Dummheit“ und das Reichsbankgebäude vor dem Magdeburger Dom eine „in Stein gehauene Ohrfeige“ nennt. Am äußersten östlichen Rand der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1894 im galizischen Brody geboren, bereiste Roth sein Leben lang Europa und starb im Exil 1939 im westlichen Teil des Kontinents, in Paris.

Ich sitze auf einer Bank, eher eine „Sitzanlage“, mitten auf der Großbaustelle. Der Essener Bahnhof, obwohl er seiner Funktion als Haltepunkt der Züge noch gerecht wird, ist genau genommen im Moment nicht da. Sein Geist liegt im künstlichen Koma, während die gesamte Substanz einer gewaltigen Operation unterzogen wird und das Gleissystem wie ein Blutkreislauf, der an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen ist, zwar funktioniert, aber doch nicht lebendig pulsiert. Die Reisenden werden nicht empfangen und nicht verabschiedet, sondern irritiert und schneller noch als auf Bahnhöfen üblich in die Flucht geschlagen, nur weg von diesem lauten, ungastlichen Platz!

Ein ICE fährt ein und hält. Menschen, geschäftig und gut gekleidet, steigen aus, schauen sich um, orientierungslos, denn da, wo sich in der Mitte des Bahnsteigs die Rolltreppe befinden sollte, klafft ein Loch, mit einem Drahtzaun vergittert. Am Nachbargleis wird gehämmert und geschweißt. Jetzt muss man sich entscheiden, nach links oder rechts zu einem ungewissen Ausgang zu gelangen. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung, die Ausgestiegenen auch, sie haben gewählt und eilen los, die praktischen Rollkoffer hinter sich ziehend.

Es ist das vierte Bahnhofsgebäude, das an dieser Stelle entstehen wird, seit 1862 in Essen der Eisenbahnverkehr in Betrieb gegangen war. Wie viele Menschen werden damals wohl vor Begeisterung ihre Mützen in die Luft geworfen, den Fortschritt begrüßt und gefeiert haben, mit Bier und Blasmusik! Oder mit Klavierkonzert und Champagner, je nachdem. Und einige sicher sind skeptisch geblieben oder furchtsam, nahmen die neuen Einschnitte in die Landschaft und ins Leben als Vorboten eines Untergangs. Das 1862 errichtete Gebäude, an dem eine Tafel mit der Aufschrift „Essen HB“ angebracht war, glich einer provisorischen Baracke, so dass die Essener die Abkürzung spöttisch mit „Essen- Holzbude“ übersetzten. Bis sie ihren Bahnhof mit dem „munteren Türmchen“ bekamen, von Fritz Klingholz entworfen, 1902 eröffnet und 1945 von Bomben so zerstört, dass ein Wiederaufbau nicht erwogen wurde.

Es folgte ein Kastenbau, wie er in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts modern war: sachlich, schlicht, schmucklos, funktional. Es war der Bahnhof, den ich betrat, als ich zum ersten Mal hier ankam und es ist mir nicht sonderlich viel davon in Erinnerung geblieben außer Schmutz und Hässlichkeit und die Abwesenheit urbaner Individualität. Essen – eine Dutzendstadt in einem Haufen von Städten, die sich durch kaum mehr als durch ihre Namen unterscheiden.

Zum vierten Mal, seit ich hier sitze, kommt ein Mensch und wühlt unverhohlen im Abfallbehälter. Diesmal ist es eine Frau. Sie sieht nicht besonders abgerissen aus, trägt Gummihandschuhe und prüft routiniert den Inhalt des Kübels, ob Pfandflaschen herauszuholen sind. Sie wirkt weder verschämt noch provokant, sie geht in selbstverständlicher Manier ihrer alltäglichen Tätigkeit nach. So wie andere eben Würstchen verkaufen, Gleise verlegen, Gesetze erlassen, Hartz-IV-Bescheide erstellen.

Zeit sich zu erheben und ach! wieder schwirrt mir ein Rothscher Satz durch meinen vom Baulärm gebeutelten Kopf: „Es ist zum Beispiel nicht anzunehmen, dass schon viele Vergnügungsreisende den Essener Bahnhof verlassen haben, um ihre Laune zu heben oder ihre Ferien zu würzen.“ Ich verlasse nur die metallene Sitzgelegenheit neben dem Abfallbehälter und wandere westwärts ans äußere Ende des Gleises. Von hier fällt mein Blick in die Innenstadt, die direkt vor dem Bahnhof beginnt, ohne „Vorzimmer“, wie Herr Roth bemerkte. Rechts beherrscht der Handelshof das Bild und hoch oben auf dem stattlichen Haus schreit eine Schrift in großen gelb und blau leuchtenden Lettern den Ankommenden entgegen: Essen - die Einkaufsstadt. Am selben Gebäude linkerhand und viel tiefer angebracht ist auf grauem Schild eine weitere Schrift zu lesen. Um 90° gedreht und mit einem von hier aus nicht recht zu erkennenden Logo versehen, steht da: Kulturhauptstadt Europas 2010. Dabei wirkt der graue Untergrund so angeschmutzt, als wäre das Jahr 2010 längst vergangen und man hätte nur vergessen, das Schild zu entfernen.

Daneben, wo die Kettwiger Straße entspringt, beginnt auch das Kaufen, pflanzt sich in der ganzen Innenstadt fort, verzweigt sich, verläuft sich in Fußgängerzonen, scheint nirgends und niemals zu enden, führt labyrinthisch zum Bahnhof zurück, der Käufer ausspuckt, Käufer verschluckt und mit ihnen all das Gekaufte in Tüten und Taschen, die heiligen Dinge ohne die wir nichts wären als bloße nackte Menschen, einander zum Verwechseln ähnlich.

Ich ziehe es vor, den Bahnsteig zurück Richtung Osten zu gehen, höre eine Durchsage, nähere mich wieder dem Baustellenkrach. Gehe noch weiter immer nach Osten, verlasse den Essener Bahnhof in Gedanken, gehe weiter und weiter nach Osten, weiter in die Vergangenheit. Einmal habe auch ich die Gegend bereist,

den Rand Europas, in dem Joseph Roths Geburtsort liegt. Seinen Namen hatte ich damals noch nie gehört. Aber russisch sprach ich und es gab Olympiaden für Russisch und für Mathematik, Wettbewerbe für „schreibende Pioniere“ und für „Meister von morgen“ in dem Land, in dem ich aufwuchs, das es nicht mehr gibt, dass hinter einem *eisernen Vorhang* lag, vom westlichen Kaufparadies getrennt, was durch Päckchen von der saarländischen Verwandtschaft zuverlässig überbrückt worden ist ... Moment, Moment. Also ich fuhr in die Ukraine mit dem *Freundschaftszug*, Siegerin der Bezirksolympiade für Russisch, Bezirk Magdeburg.

Verstörende Eindrücke brachte ich von dieser Reise mit, auf die ich, vierzehnjährig, nicht vorbereitet gewesen war. Die Fahrt im Schlafwagen war ein Abenteuer, der starke russische Tee hielt uns wach. Wir durchfuhren Polen. Im Grenzort zur damaligen Sowjetunion, in Brest, wo uns das Umspurverfahren aufhielt, kletterten wir schnatternd aus dem Zug. Frauen standen auf dem Bahnsteig in dunklen langen Kleidern, Kopftücher umgebunden, alte zerfurchte Gesichter, Großmütterchen, und dann spuckten sie empört vor uns aus, als sie uns deutsch sprechen hörten. Ich fühlte mich schuldig bis ins Mark, schämte mich entsetzlich meiner Herkunft.

Der Bahnsteig ist zu Ende, kehre ich um? Wieder westwärts, wieder zurück? Osten-Westen, Westen-Osten, in mir ist ein Spannungsfeld zwischen diesen Polen, das geheimnisvoll meine Wanderschaft bestimmt. Die Vorfahren mütterlicherseits aus den Sudeten, die väterlicherseits aus dem Saarland. Vater und Mutter, die sich in Magdeburg Ende der vierziger Jahre trafen, nach Westen ins gelobte Land ziehen wollten, die Abreise verpassten, dann wurde ich geboren, dann stand eine Mauer und versperrte den Weg. Um ein Haar also wäre ich jemand anderes

geworden. Oder nicht? Mein Großvater, der Stahlarbeiter aus Böhmen, arbeitslos in der Wirtschaftskrise, hatte Anfang der dreißiger Jahre wieder Anstellung im Magdeburger Krupp-Gruson-Werk gefunden und erhoffte sich *Zukunft*. Tatsächlich aber baute er an der Rüstung für den Krieg, der die Welt in eine ihrer größten Katastrophen stürzte.

In meiner Kindheit wurden von der östlichen Verwandtschaft die Bilder der verlorenen Heimat zelebriert. Die Elbe, die durchs Riesengebirge mäandert, Rübezahl und der brave Soldat Schwejk, Blaskapellen, die zur Polka aufspielen in den böhmischen Dörfern, in denen man bierselig vom goldenen Prag schwärmt, ein bisschen slawische Seele und ein bisschen Monarchie, Walzer und Cafèhauscharme im Mehlspeisenland mit Knödeln und Buchteln und ein Lebensstil, immer etwas lustvoller, üppiger und schludriger als das Preußische, die Sprache weicher und verzischer, in der es Worte wie "Powidldatschkerln" gibt, was in der Übersetzung als "Pflaumenmustaschen" förmlich den Geschmack verliert.

Bahnhöfe! denke ich. Umschlagplätze der Entwurzelten, die wohl immer dazu neigen, das Verlorene kitschig zu überzuckern. Nicht einmal Herr Roth war ganz davor gefeit. Gern hätte ich ihn jetzt als echten Begleiter auf meinem kleinen Baustellengang. Ein Europäer in Essen! Könnte ich mir doch seine Augen leihen, seinen Scharfsinn, seine Empfindsamkeit ... Ich verlasse den Bahnsteig nun doch, durch den Osttunnel, der jetzt provisorischer Hauptausgang ist, bewege mich zwischen strömenden Menschen, muss mich auf meine eigenen Augen verlassen, sehe auf dem Boden eine zertretene rote Rose liegen, mitten in all dem Bahnhofsdreck.

Die Reisewege Joseph Roths wie ein Schienennetz über die

Länder geworfen. Er galt als Chronist der „Zwischenkriegszeit“, des Untergangs, der Weimarer Republik. Sein Leben war nicht „Flucht ohne Ende“, Entwurzelung, Getriebensein und Sehnsucht nach Heimat, war nicht östlich oder westlich, jüdisch, war weder das des „roten Josephs“ noch das des Trauernden um die verlorene Monarchie, es war Reise, war Bewegung und alle seine vielen Facetten die Bahnhöfe in seinem Lebensnetz. Vielleicht war es unermüdliche Vermittlung zwischen Menschen, Kulturen, Gegensätzen, Grenzüberschreitung als größtes aller Themen, Aufhebung von Beschränktheit und Schranken als Traum. Seine Vision ein Vielvölker-Europa, wo Pässe keine „Kugeln am Bein“, keine „Stacheldrähte aus Papier“ mehr wären. Was ist eine Grenze? lässt Roth einen seiner Protagonisten fragen. „Ein Pfahl, ein Drahtgitter, ein Zollwächter, ein Visum, ein Stempel, ein Aufenthalt. Es sollten Symbole sein und es sind Niederträchtigkeiten.“ Vor der größten Niederträchtigkeit, der Ausgrenzung der Juden aus der nationalsozialistisch definierten Kategorie „Mensch“ und ihrer planmäßigen systematischen Ermordung, floh Joseph Roth über eine damals noch schützende Grenze nach Frankreich.

„In der Zeit vom 27.Oktober 1941 bis zum 9.September 1943 wurden vom Essener Hauptbahnhof und vom Güterbahnhof Segeroth aus mit 9 Transporten mehr als 1200 Essener Juden in die Ghettos und Vernichtungslager nach Osteuropa deportiert. Nahezu alle wurden dort ermordet. Der Abtransport der Essener Juden fand tagsüber statt, vor den Augen von Passanten und Reisenden. Bewaffnete Posten machten eine Flucht unmöglich. Der normale Zugverkehr wurde nicht unterbrochen.“

So steht es auf einer unscheinbaren Tafel, ca. Größe A3, gegenüber dem Hauptbahnhof, neben der Fußgängerampel im Einkaufsgewühl. Ich lese es zum wiederholten Mal, das

Bahnhofsgebäude vor mir, der Handelshof nun im Rücken und immer befürchte ich für einen Moment, wenn ich mich jetzt umdrehte, hinge da wieder das alte Transparent „Willkommen in der Waffenschmiede des Reichs“, und keiner würde Notiz davon nehmen, der normale Verkehr ginge einfach weiter.

Der Moment verfliegt, es ist 2009. Mich hat es nach Essen verschlagen, bin eine der vielen Zugereisten, die ihre Geschichte in den Schmelztiegel schütten. Der Bahnhof vor mir von Tüchern verhüllt, ein lärmendes, staubendes Etwas ohne Form. Ich kann mir den besseren Bahnhof nicht denken, sauberer, schöner, europäisch, kulturell? Ha, was kann man da wohl tun außer Reisen, Abfahren, Ankommen? Einkaufen, klar. Immerhin hielt man es für wert, der Kulturhauptstadt einen ansehnlichen Bahnhof zu bescheren. Konkurrenz hat er aber von der Straße bekommen, Europa direkt auf der Autobahn. Einen Tag lang will man einen Abschnitt sperren, um darauf an Tischen zu sitzen - ein logistisches Großprojekt, das Millionen von Euro verschlingt.

Mir sind die vielen kleinen Tage lieber, an denen etwas sichtbar werden kann von den Kulturen, die es alle hier gibt. Ich gehe jeden Nachmittag in tamilische Familien, die Kinder in der deutschen Sprache zu fördern. Die bunten Götterbilder sind mir inzwischen vertraut, die Saris in leuchtenden Farben, die Gerüche exotischer Früchte und Speisen, von manchen auch der Geschmack. Ich habe Respekt vor einer Sprache, in der es 249 Buchstaben gibt, treffe ab und zu Apisans Vater tieftraurig vor dem Computer sitzend an, „google earth“ in Betrieb, schaut er via Satellit von oben auf seine verlorene Heimat. Morgen bin ich in der Grundschule von Sayaki zu Gast, eingeladen zur „Feier der Nationen“. In ihrer Klasse gibt es Kinder, deren Eltern aus Afghanistan, Griechenland, dem Iran, aus Kamerun, Kasachstan, von den Philippinen, aus Polen, Portugal, Sri Lanka, aus der Türkei

und auch aus Deutschland kommen. Eine Vielvölkerstadt ist Essen, nein, soll sie werden. Sie bedient die Leute mit Konsum und Verkehr, aber all die hereingetragenen Orte - wie kommen sie wirklich in ihr an?

Einst waren die Bahnhöfe Knoten voll Bedeutung, reale Stationen und Symbole zugleich. Austausch und Berührung, Abenteuer, Wirrnis und Verbundenheit. Die Schienen ein von oben sichtbares Netz, Informations- und Transportsystem, Nerven und Adern einer Region. Hoch über ihnen wuchs ein größeres Netz, unsichtbar nun die Verbindungen, Fluglinien, die den Himmel nicht zerschneiden, die sich über die Erde erheben in der grenzenlos flutenden Luft. Immer noch ging es höher hinaus, ein Netz, das die Erde nicht mehr berührt, sind die Bahnen der Satelliten - du sprichst in den Himmel, da fliegt dein Wort und wird am anderen Ende der Welt jemandem zu Gehör gebracht, als stündest du einfach bei ihm vor der Tür. Noch nie waren die Menschen so sehr verbunden, die Netze so dicht, so real, so virtuell. Jeder Computer irgendwo auf einem Schreibtisch ist ein kleiner Bahnhof im Datenverkehr ... und doch, es scheint, als wären wir dadurch nicht weniger einsam und traurig geworden, sesshafte Reisende im grenzenlosen Raum.

Vor zehn Jahren starb meine liebste Freundin. Mich trösteten die Träume, in denen sie erschien. Ich bin doch *nur* gestorben, sagte sie zu mir. Ja, nur gestorben, ich weiß, kein Zerwürfnis, kein langsames unbemerktes Entfremden hatte uns getrennt, und eines Tages würde ich kommen, dorthin, wo sie jetzt schon war. Begeistert erzählte sie mir davon. „Du musst es Dir vorstellen“, sagte sie im Traum, „wie ein gigantisches Internet, in dem alle, alle Menschen, die je auf der Erde gelebt haben, einfach miteinander verbunden sind. Nur geht alles viel leichter, viel schneller ohne Materie. Du kannst mit wem auch immer du willst

Kontakt aufnehmen und fragen, was du immer schon wissen wolltest.“

„Herr Roth“, würde ich sagen, „erinnern Sie sich an Ihre Ankunft in Essen? Das alberne Türmchen auf dem Bahnhof, die Bars der ersten und zweiten Klasse, die trostlosen 'steinernen Behälter' der Industriearbeiter, ein Morgen, an dem 'statt der Sonne der Regen aufging'? Und Sie wissen, was noch alles geschah in den siebenzig Jahren seit Ihrem Tod? Sehen Sie, jetzt also soll Essen Kulturhauptstadt werden. Europas! Herr Roth, wie finden Sie das, was sagen Sie dazu?“

Natürlich, ich kann seine Antwort nicht hören. *Da oben* bin ich noch nicht angekommen. Ich gehöre zu den Lebenden, lebe im Diesseits, im Ruhrgebiet, in Essen, demnächst dann in der Kulturhauptstadt.

Bärbel Klässner 2009

Zitate aus Joseph Roth: Werke, Bde.1-6. Köln/Amsterdam 1989-1991